



# Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1900. \* № 17.

## Die Kunstreiterin.

Kriminalroman von **H. Oskar Klausmann.**  
 (Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Wahrhaftig, dies war das seltsamste Spiel der Natur, das Rudolf jemals vorgekommen — eine Uebereinstimmung charakteristischer Eigentümlichkeiten, wie er sie bei zwei Personen verschiedener Geschlechts nimmermehr für möglich gehalten hätte. Fast unwiderstehlich drängte es ihn, die Frau anzuhalten, um ihr unter irgend einem Vorwande voll ins Gesicht sehen zu können. Aber es war, als hätte er vorübergehend alle Herrschaft über sich verloren, als würde er von unsichtbaren Ketten an seinem Blase festgehalten, und als sähe ihm eine unsichtbare Faust an der Kehle. Wohl eine Minute verging, ehe er diesen lähmenden Druck von sich abgeschüttelt hatte, und als er dann aus seinem Versteck hervortrat, um raschen Schrittes wieder auf die Straße zu eilen, sah er, daß die Alte schon um eine gute Strecke entfernt war.

Sie ging ihres Weges wie jemand, der sich nicht im mindesten um seine Umgebung kümmert. Von irgend welcher Ähnlichkeit mit seinem Vater vermochte Rudolf jetzt nichts mehr an ihr zu gewahren, und er würde alles, was er davon zu erkennen geglaubt, für ein Spiel seiner erregten Phantasie gehalten haben, wenn der Eindruck, den er empfangen, nicht ein gar zu starker gewesen wäre. Ihr nachzueilen und sie auf offener Straße anzureden, wagte er nicht mehr. Aber sein Verlangen, eine natürliche Erklärung für das Wunderbare

zu finden, war doch zu mächtig, als daß er sich hätte entschließen können, sie einfach aus seinem Gesichtskreis entschwinden zu lassen.

Seinen Schritt nach Möglichkeit dem ihrigen anpassend, folgte er ihr nach, ohne die Entfernung zu verringern, die sie von ihm trennte. Und er gab diese offenbar völlig zwecklose Verfolgung auch nicht auf, als er allgemach die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß die Frau, wenn sie überhaupt ein bestimmtes Ziel hatte, demselben nicht in gerader Richtung, sondern auf allerlei verzwickten Umwegen zustrebte. Der altmodische Zuschnitt ihrer Kleidung, die in solcher Form vielleicht nur noch irgendwo in einem entlegenen Winkel der Provinz getragen werden möchte, hätte ja die Vermutung nahelegen können, daß sie hier in Breslau fremd sei und deshalb falsch gehe, aber sie wäre dann doch wohl einmal zaudernd an einer

Straßenkreuzung stehen geblieben, oder hätte sich fragend an einen der immer zahlreicher werdenden Passanten gewendet, statt ruhig und sicher bald in diese, bald in jene Gasse einzubiegen.

Wieder und wieder hatte Rudolf sich gesagt, daß in Gestalt und Gang und Haltung des Weibes nichts auch nur entfernt an seinen Vater gemahne, und den abenteuerlichen Gedanken, der ihm vorhin für einen Moment blitzartig durch den Kopf gegangen war, den Gedanken, daß der ernsthafte, finstere, allthörichsten Scherzen abholde Mann in dieser seltsamen Verkleidung stecken könnte, hatte er längst in das Gebiet der Unmöglichkeiten verwiesen. Wenn er trotzdem noch immer auf der Spur der Alten blieb, so lag die Erklärung dafür einzig in der wunderlichen Empfindung, daß für ihn auch außer jener vermeintlichen



Das zweihundertjährige Jubiläum der Berliner Akademie der Wissenschaften: Fest Sitzung im preußischen Abgeordnetenhaus. (S. 132)  
 Nach einer Photographie von G. Rudolph in Berlin.

Ähnlichkeit etwas Vertrautes, Altbekanntes in ihrem Aeußeren sei. Ganz unklar und unbestimmt hatte sich diese Empfindung zuerst in ihm geregelt, und er war lange vergeblich bemüht gewesen, sich über ihre Ursache Rechenschaft zu geben. Dann aber war ihm doch nach und nach zum Bewußtsein gekommen, daß es diese altmodische, gefütterte Seidenkapuze und der große Radmantel mit dem eingepreßten Blumenmuster seien, die er nicht zum erstenmal in seinem Leben erblicke. Und plötzlich, als hätte sich mit einemmal ein seit vielen, vielen Jahren verschlossenes Gewand seines Gedächtnisses aufgethan, stand vor seiner Seele das Erinnerungsbild eines lustigen Sonntagnachmittags aus seiner Knabenzeit.

Die Mutter, die er ja überhaupt kaum gekannt, schlummerte damals längst unter dem grünen Rafen, und der Vater, dessen strenger Ernst sonst jede laute Aeußerung kindlichen Frohsinns niederhielt, war in Geschäften verreist. Da hatten es denn an jenem Sonntag zwei von seinen Schulkameraden gewagt, ihn zu besuchen, und auf ihren gemeinschaftlichen Entdeckungsreisen durch alle Räume des Hauses waren sie auch in eine mit mehreren großen Schränken und allerlei invalidem Hausrat gefüllte Bodenkammer gekommen. Einer der Schränke hatte sich als unverschlossen erwiesen, und die übermühtigen Jungen waren kaum inne geworden, daß er voll weiblicher Kleidungsstücke hing, als sie auch schon begonnen hatten, ihn zum Zwecke einer heiteren Maskerade gründlich auszuplündern.

Wie wenn er ihn in diesem Augenblick leibhaftig vor sich sähe, so deutlich erinnerte sich Rudolf jetzt des langen rothaarigen Karl Schneider, der sich majestätisch in einen mächtigen wattierten Radmantel mit eingepreßtem Blumenmuster drapiert hatte, um schließlich unter dem Gelächter der beiden anderen eine seidene Kapuze über den Kopf zu ziehen, so daß kaum noch seine spitze blatternarbige Nase sichtbar blieb. Und in diesem Moment gab es für den Referendar nicht den geringsten Zweifel mehr, daß jener Mantel und jene Kapuze genau dieselben gewesen waren, die er jetzt auf dem Körper des alten Weibes da vor ihm erblickte. Eine ungeheure Aufregung begann sich seiner zu bemächtigen; die sonderbarsten Gedanken und Vorstellungen jagten sich in seinem Gehirn. Von dem ungestümen Verlangen getrieben, sich nun um jeden Preis Aufklärung zu verschaffen, beschleunigte er seine Schritte, um die Frau, die eben jetzt einen etwas größeren Vorsprung gewonnen hatte, einzuholen und auf jede Gefahr hin im hellen Licht der Straße ihr Gesicht zu betrachten.

Aber der Entschluß energischen Handelns war ihm zu spät gekommen. Vor einer halben Minute noch hatte er die Alte gesehen, hatte er das Aufstoßen ihres Stockes gehört, und nun war sie urplötzlich verschwunden, als hätte die Erde sie verschluckt. Rudolf gewahrte, daß er sich in den Anlagen bei dem Zentralbahnhofe befand, und er gab noch nicht sogleich jede Hoffnung auf, der Verlorenen wieder ansichtig zu werden. Doch wie lange er auch suchend umherstreifen mochte, all sein Forschen und Spähen blieb umsonst, und er mußte schließlich wohl zu der Ueberzeugung gelangen, daß er ganz vergeblich mit solchem Bemühen seine Zeit verschwende.

Bestimmt und erregt wollte er sich wieder nach der inneren Stadt zurückwenden. Da mahnte ihn ein Gefühl des Unwohlseins, von dem er sich plötzlich ergriffen fühlte, sehr unfaßlich daran, daß er seit vierundzwanzig Stunden keine Minute geschlafen und kaum mehr als einige Bissen zu sich genommen hatte. Da war es erklärlich genug, daß es ihm nun nach dem stundenlangen Umherwandern in den

Straßen vor den Augen zu flimmern begann, und daß er die Häuser wanken zu sehen meinte wie ein Trunkener.

Mit Mühe nur erreichte er die nächste Speisewirtschaft, und noch ehe man ihm dort den bestellten Imbiß aufgetragen, nickte er auf seinem Stuhle ein. Die Schwarzwälder Uhr neben dem Schanktisch verkündete eben mit schnarrenden Schlägen die zwölfte Stunde, als Rudolf mit einem dumpfen Schmerz in den Schläfen wieder erwachte.

6.

Ein Mann in der Uniform der städtischen Beamten stand an diesem Vormittag wohl schon seit zehn Minuten einlaßbegehrend vor der Wohnungsthür der Frau Abt, ohne auch nur aus dem leisesten Geräusch drinnen in der Behausung der Witwe entnehmen zu können, daß sein immer wiederholtes Klingeln gehört worden sei. Und doch tönte der schrille Klang der Glocke jedesmal laut genug durch das ganze Haus, um zuletzt sogar die Aufmerksamkeit des unten wohnenden Kolonialwarenhändlers auf die vergeblichen Bemühungen des Beamten zu lenken.

Der Mann öffnete die auf die Treppe ausmündende hintere Thür seines Ladens und fragte herauf, wer denn da oben sei.

„Der Steuereinnehmer,“ klang es zurück. „Frau Abt hat mich vor drei Tagen auf heute bestellt, weil sie den fälligen Betrag für die Grund- und Gebäudesteuer erst auf der Bank erheben wollte. Und ich kann mir nicht denken, daß sie trotz dieser Abrede ausgegangen sein sollte, denn sie war in solchen Dingen sonst immer sehr zuverlässig und pünktlich.“

Der Kaufmann kam die Treppe herauf und setzte nun auch seinerseits mit einem sehr energischen Ruck den Glockenzug in Bewegung.

„Nein, ausgegangen ist sie gewiß nicht,“ sagte er. „Ganz abgesehen davon, daß das kaum zwei- oder dreimal im Monat zu geschehen pflegt, spricht sie vor dem Verlassen des Hauses stets in meinem Laden vor mit dem Ersuchen, während ihrer Abwesenheit auf die Wohnung achtzugeben. Denn sie geht ja nur deshalb so selten aus, weil sie immer fürchtet, bei der Rückkehr ihre Behausung von Spitzbuben ausgeräumt zu finden.“

„Wenn sie so ängstlich ist, sollte die Frau sich doch ein Dienstmädchen halten. Geld genug scheint sie ja dazu zu haben.“

„Und ob sie Geld genug hat!“ flüsterte der Kolonialwarenhändler mit einer Gebärde, die hinlänglich andeutete, für wie reich er die Hausbesitzerin hielt. „Aber sie ist geizig wie ein alter Wucherer. Wir armen Mieter wissen ein Lied davon zu singen.“

„Hält sie sich denn ihre Zimmer ganz allein in Ordnung?“

„Natürlich. Selbst die paar Groschen für eine Aufwärterin kann sie sich nicht vom Herzen reißen. Ich höre sie den ganzen Tag fegen und wischen und aufräumen, obwohl sie nachgerade doch wohl schon zu klapperig geworden ist, um besonderes Vergnügen an solcher Beschäftigung zu finden. Viermal im Jahre kommt eine Scheuerfrau für das große Reinmachen, und die hat mir noch kürzlich erzählt, wie mißtrauisch die Abt sie bei ihrer Arbeit beobachtet. Sie gehört eben zu denen, die in jedem Menschen, und namentlich in jedem armen Teufel, von vornherein einen Dieb und Gauner sehen.“

Die beiden Männer hatten während dieser halblaut geführten Unterhaltung in kurzen Zwischenräumen abwechselnd die Glocke gezogen, ohne daß das Ergebnis ein anderes gewesen wäre als vorhin bei den Versuchen des Steuereinnehmers.

„Merkwürdig!“ meinte der Kaufmann kopfschüttelnd. „Ich will darauf schwören, daß sie

nicht fortgegangen ist; denn auf der Bank ist sie schon vorgestern gewesen, und sie hätte es, wie gesagt, gewiß nicht unterlassen, mich von ihrer Abwesenheit in Kenntnis zu setzen. Vielleicht ist ihr etwas zugestoßen. Bei einer so alten Frau wäre das nicht gerade wunderbar.“

„Wenn Sie dergleichen für möglich halten, sollte man die Wohnung durch die Polizei öffnen lassen,“ riet der Beamte. „Es ist schon vorgekommen, daß schmerkrante oder verunglückte Personen unter ähnlichen Umständen durch ein rechtzeitiges Eingreifen vom Tode gerettet werden konnten.“

Trotz dieses Hinweises zauderte der Kolonialwarenhändler doch noch ein wenig. „Ich möchte die Verantwortung für einen solchen Schritt nicht gern allein auf mich nehmen. Das ist wohl mehr Sache ihrer Angehörigen. Und ihr Schwager, der Getreidehändler Krause, wohnt ja auch nicht sehr weit von hier — in der Taschenstraße. Ich werde meinen Hausdiener hinschicken, um den Herrn zu benachrichtigen. Er mag dann bestimmen, ob etwas geschehen soll. Vielleicht treten Sie währenddessen unten bei mir ein und erlauben mir, Ihnen ein Glas Bier anzubieten.“

Der Steuereinnehmer lehnte diese freundliche Einladung nicht ab, und der Hausknecht wurde mit seinem Auftrage fortgeschickt, nachdem ihm die größte Eile zur Pflicht gemacht worden war. Aber es verging doch fast eine halbe Stunde, bevor er atemlos zurückkehrte, um zu berichten, daß Herr Krause seit gestern nachmittag verreist sei und erst heute abend oder morgen früh nach Breslau zurückkehren werde.

Mergerlich schlug sich der Kaufmann bei dieser Meldung vor die Stirn. „Wie konnte ich das nur vergessen! Krause war ja gestern nachmittag bei mir, als er von seiner Schwägerin herunterkam, und erzählte mir im Laufe des Gesprächs, daß er eben auf dem Sprunge sei, eine kleine Geschäftsreise zu unternehmen. Da werden wir auf seine Rückkehr allerdings kaum warten können. Die Totenstille da oben wird mir in der That immer bedenklicher, und ich glaube, es ist wirklich am besten, so schnell wie möglich Anzeige bei der Polizei zu erstatten.“

Der Steuerbeamte stimmte dieser Ansicht zu, und der Kolonialwarenhändler schickte seinen Hausdiener unverzüglich auf das nahegelegene Polizeibureau. Wie es in solchen scheinbar nicht besonders dringenden Fällen wohl die Regel ist, verging noch eine gute Weile, ehe ein Schutzmann erschien, und auch er versuchte erst, sich durch wiederholtes Klingeln Einlaß zu verschaffen, bevor er dem herbeigerufenen Schlosser die Weisung gab, die Thür mit Hilfe seiner Instrumente zu öffnen.

Nun wurde es den Eintretenden freilich auf den ersten Blick offenbar, weshalb sich die Bewohnerin trotz alles Lätens und Klopfens so still verhalten hatte. Mitten in dem Wohnzimmer lag sie lang ausgestreckt auf den Dielen, das bläulich verfärbte und vom Todeskampfe verzerrte Antlitz nach oben gewendet, mit offenen, weit aus dem Kopfe hervorquellenden, gebrochenen Augen.

„Ein Schlagfluß!“ murmelte entsezt der Kolonialwarenhändler, der es nicht gewagt hatte, die Schwelle zu überschreiten.

Der Schutzmann aber deutete auf den um den mageren Hals der Leiche geschlungenen Strick und sagte in gemessenem Amtston: „Nein — ein Mord! Zurück, meine Herren! Niemand darf vor dem Eintreffen der Kriminalpolizei etwas berühren.“

Georg Wendrich hatte, der Rückkehr des Freundes harrend, sein Zimmer nicht verlassen; aber die erste Nachmittagsstunde war schon

vorüber, als er endlich Rudolfs Schritt auf der Treppe vernahm.

Mit einer teilnehmenden Frage wollte er ihn empfangen; doch das Wort erstarb ihm auf den Lippen, als er die Augen zu dem Gesicht des Eintretenden erhob. Er war ja darauf vorbereitet gewesen, ihn niedergeschlagen und entmutigt wiederkommen zu sehen, eine so erschreckende Veränderung in seinem Aussehen aber hatte er unmöglich erwarten können.

Der Referendar schien während dieser wenigen Stunden um mehr als ein Jahrzehnt gealtert. Er war bleich bis in die Lippen, und die Züge seines hübschen Gesichts waren schlaff wie die eines Schwerkranken. Ein fieberhaftes Feuer flackerte in seinen Augen, und als er den Hut abnahm, fiel das dunkle Haar wirr auf seine schweißbedeckte Stirn.

„Dem Himmel sei Dank, daß ich dich noch zu Hause finde!“ stieß er ohne ein Wort des Grußes mit ganz tonloser Stimme hervor. „Ich muß fort — mit dem nächsten Zuge muß ich fort. Ich habe nicht fünf Minuten mehr zu verlieren. Zuvor aber muß ich dich sprechen, denn ich habe eine Bitte an dich. Du sollst mir den größten Beweis deiner Freundschaft geben, den ich noch je von dir verlangt.“

„Du weißt, daß ich mit Freuden alles für dich thun werde, was in meinen Kräften steht,“ versicherte Wendrich in äußerster Bestürzung. „Aber was ist dir denn widerfahren? Was ist geschehen, das dich so ganz aus der Fassung bringen konnte, und das dich zwingt, auf der Stelle abzureisen?“

Rudolf war auf einen Stuhl gesunken und hatte beide Hände an die ungestüm hämmern den Schläfen gepreßt. Wie das Stöhnen eines Gemarterten kam es aus seiner Brust, bevor er nach sekundenlangem Schweigen erwiderte: „Was geschehen ist? Etwas Entsetzliches, Unfassbares ist geschehen. Meine Tante ist — ermordet.“

Nun stand auch Georg Wendrich wie erstarrt. „Ermordet? Die alte Frau Abt?“

„Ja, heute nacht, und ich —“ er sank wie gebrochen in einen Stuhl.

„Fasse dich, Rudolf!“ sagte Wendrich. „Ich begreife ja deine Aufregung über den schrecklichen Fall, aber warum mußt du so schnell abreisen?“

„Frage nicht, die Zeit drängt. Mein Zug fährt um zweieinhalb Uhr, und ich will — ich darf ihn nicht versäumen.“

„Mußt du durchaus mit diesem Zuge fort,“ beruhigte Wendrich den Aufgeregten, „so werde ich dafür sorgen, daß du rechtzeitig auf dem Bahnhofe bist. Aber ich kann dich unmöglich in diesem Zustande von mir lassen. Erst wenn du dich von deinem furchtbaren Schrecken erholt hast, darfst du reisen.“



Im Orient-Handelsmuseum in Berlin: Ein Teil des Hauptsaales. (S. 132)  
Nach einer Photographie von Zander & Labisch in Berlin.

„Wenn ich mich erholt habe? Und wer sagt dir, daß ich mich jemals davon erholen werde? Mir ist, als müßte in jeder nächsten Sekunde alles über mir zusammenbrechen.“

„Das begreife ich vollkommen; aber es wird nichtsdestoweniger vorübergehen. Und als ein Mann mußt du selbst das Deinige dazu beitragen. Hast du die Tote gesehen?“

Rudolf schüttelte den Kopf. „Ich war durch zufällige Umstände verhindert worden, schon am frühen Morgen zu ihr zu gehen, wie es meine Absicht gewesen war. Und es mochte gegen dreiviertel auf Eins sein, als ich in die Paradiesgasse kam. Schon von weitem sah ich die Menschenansammlung vor ihrem Hause, und während ich mir einen Weg durch die Menge zu bahnen suchte, hörte ich aus den Reden der Leute, was sich ereignet hatte. Eine Stunde zuvor hat man die unglückliche Frau erdrosselt in ihrer Wohnung aufgefunden; eben war eine Kommission von Gerichts- oder Polizeibeamten am Thortore erschienen, um den Befund aufzunehmen.“

„Und die näheren Umstände? War es ein Raubmord oder ein Akt der Rache? Hat man irgend welche Vermutungen über die Person des Thäters?“

„Die Antwort darauf mußt du dir von anderen holen als von mir. Ich weiß nichts — nichts! Alles, was ich selbst erfahren, hast du gehört.“

„So hast du dich nicht als einen nahen Verwandten der Ermordeten zu erkennen gegeben? Sicherlich würde man dir doch in diesem Fall Auskunft über alle Einzelheiten erteilt haben.“

„Nein, ich habe meinen Namen nicht genannt, denn ich hatte nicht den Wunsch, noch mehr zu erfahren. Der Boden schwankte mir unter den Füßen, und ich fürchtete, im nächsten Augenblick hinzufallen, und hatte nicht Luft, den müßigen Caffern noch ein Schauspiel zu geben. Ich ging schnell fort. Und jetzt muß ich nach der Bahn.“

„Willst du deine Abreise nicht wenigstens so lange aufschieben, bis du Ausführliches über das furchtbare Ereignis erfahren hast? Wenn du mit dem Abendzuge —“

Rudolf unterbrach ihn durch eine heftig

verneinende Gebärde. „Quäle mich nicht mit nutzlosem Zureden! Ich kann nicht bis zum Abendzuge warten.“

„Das ist mir unverständlich. Weshalb kannst du es denn nicht, Rudolf?“

„Weil niemand außer dir erfahren darf, daß ich gestern und heute in Breslau gewesen bin, und weil jede Minute längeren Verweilens mich der Gefahr aussetzt, von irgend einem Bekannten gesehen zu werden. Ist dir das nun endlich Erklärung genug?“

„Es ist eine Erklärung,“ erwiderte Georg Wendrich dem Freunde, „und ist doch wieder keine, solange du mir nicht den Grund angegeben hast, der dich zu solcher Verheimlichung deines hiesigen Aufenthalts bestimmen mußte. Warst du denn nicht gekommen, um mit deinem Vater zu reden?“

„Das ist jetzt alles, alles vorbei. Und wenn du ein wenig Freundschaft für mich hast, Georg, so frage mich nicht, warum. Später wirst du ja vielleicht alles erfahren. Und von ganzem Herzen bitte ich dich, zu keinem Menschen davon zu sprechen, daß ich hier gewesen bin. Du erweist mir damit einen Dienst, für den ich dir bis an das Ende meines Lebens dankbar bleiben werde.“

„Wenn es so ist,“ erwiderte der Buchhalter ernst, „werde ich natürlich thun, was du verlangst. Und ich will hoffen, daß du auf der Strafe von niemand erkannt worden bist.“

„Ich fürchte es nicht. Du giebst mir also dein Wort darauf, mich nicht zu verraten — dein Ehrenwort, Georg?“

„Kennst du mich so wenig, daß du solche Beteuerungen für notwendig hältst, und daß dir mein einfaches Versprechen nicht ebensoviel wert ist als ein Ehrenwort? Mir scheint, lieber Rudolf, daß ich seit gestern sehr viel von deinem alten Vertrauen eingebüßt habe.“

Der schmerzliche Vorwurf in diesen Worten machte einen starken Eindruck auf den Referendar. Mit Ungeküm ergriff er beide Hände des Freundes. „Nein — nein! Ich vertraue dir, wie sonst keinem Menschen auf Erden. Und wenn ich in dieser Stunde dennoch ein Geheimnis vor dir haben muß, so ist es, weil es sich dabei um das Geheimnis eines anderen handelt, nicht um das meine. Ach, ich möchte dir ja so gern mein ganzes Herz ausschütten, möchte dich ansehen, mir die fürchterliche Last tragen zu helfen, unter der ich erliegen oder wahnsinnig werden muß. Aber es darf, es kann nicht sein. Ich bin dazu verurteilt, sie allein weiterzuschleppen — und nichts darf ich dir offenbaren, als daß ich der unglücklichste, mitleidswürdigste aller Menschen bin.“

Georg Wendrich fühlte, wie fieberheiß die Hände des anderen waren, und seine kleine Verstimmung machte schnell einer innigen Teil-

nahme Platz. „Ich brauche meine neue Stellung erst in einigen Tagen anzutreten, Rudolf,“ sagte er, „und es wird mir so schwer, dich in diesem Gemütszustande allein reisen zu lassen. Willst du mir nicht erlauben, dich nach Berlin zu begleiten?“

„Nein, lieber Freund! Ich danke dir aufrichtig für die gute Absicht, aber ich muß dich dringend bitten, davon abzustehen. Deine Abwesenheit würde unfehlbar bemerkt werden, und nur zu leicht könnte dadurch auch an den Tag kommen, was ich um jeden Preis geheimzuhalten wünsche. Und du darfst meiner wegen unbesorgt sein. Ich werde deine Mahnung beherzigen und alles aufbieten, Herr über diese Schwäche zu werden.“

Er bemühte sich dabei, seiner Stimme einen festeren, zuversichtlicheren Klang zu geben, aber es gelang ihm schlecht genug. Und Wendrichs Kopfschütteln bewies, wie ungern er auf die Ausführung seines Vorhabens verzichtete.

(Fortsetzung folgt.)



Ludwig Purtscheller †.  
Nach einer Photographie von Ed. Bertel, Hestphotographie in Salzburg.

enthält hervorragende Musterkollektionen von Landesprodukten, sowie Erzeugnisse der Teppichweberei und Seidenstickerei des Orients. — In Bern starb der bekannte Gebirgsforscher und alpine Schriftsteller Ludwig Purtscheller an einer Lungenentzündung. Er war der bedeutendste deutsche Bergsteiger, hat über zwölfhundert Gipfel in den verschiedensten Alpenländern bestiegen; unter sehr schwierigen Verhältnissen errang er schöne Erfolge im Kaukasus, den Kitimandschard in Afrika hat er zuerst erklimmt. Er schrieb eine stattliche Anzahl alpin-geographischer Werke, die in Fachkreisen sehr geschätzt sind. — In Karzin verschied der Staatsminister a. D. und frühere Oberpräsident von Pommern, Robert Viktor v. Puttkamer, geboren am 5. Mai 1828 in Frankfurt a. D. Nach längerer Beschäftigung im Justiz- und Verwaltungsdienste, wo er von Stufe zu Stufe bis zum Oberpräsidenten von Schlesien gestiegen war, wurde er 1879 als Nachfolger Falks zur Leitung des Kultusministeriums berufen, das er später mit dem Ministerium des Innern vertauschte. Vom 21. Januar 1880 datiert die Einführung der nach ihm benannten deutschen Rechtschreibung. Unter der kurzen Regierung Kaiser Friedrichs III. erhielt er seine Entlassung; Kaiser Wilhelm II. ernannte ihn zum Oberpräsidenten von Pommern. Am 1. Januar 1900 hatte er diesen Posten krankheitshalber niedergelegt. — Im Mai werden die berühmten **Passionsspiele in Oberammergau** wieder beginnen. Um die Zuschauer vor den Unbilden der Witterung zu schützen, hat die Gemeinde eine riesige Halle erbaut, welche 4200 Personen umfaßt. Die **Passionstheaterbühne** dagegen steht, wie früher, unter freiem Himmel. Die eigentliche Mittelbühne ist durch einen Vorhang geschlossen, oben gedeckt, und hat gleich anderen Theatern wandelbare Dekorationen. Rechts und links davon gewähren zwei offene Thorbogen den Blick in die Straßen der Stadt Jerusalem. Beiderseits schließen sich zwei Häuser mit Balkonen an, links das Haus des Pilatus, rechts das des Hohenpriesters Annas. Vor dem Ganzen befindet sich die vorn offene Vorbühne.

**Die Augsburgerhütte mit der Parzeierspize.**

(Mit Bild auf Seite 133.)

Von Pians oder Landeck an der Arlbergbahn führt ein guter Weg zur Unterkunfthütte der Sektion Augsburg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins in der Parzeiergruppe, die wegen ihrer prächtigen, 2400 Meter hohen Lage allein schon ein lohnendes Ausflugsziel bietet. Unser Bild auf S. 133 zeigt sie noch halb im Winterschnee begraben, wie unser Zeichner sie sah, als er im Mai als erster Tourist des Jahres hinaufkam. Eine Befestigung der Parzeierspize erfordert eine schwierige Kletterei an der 200 Meter hohen, fast senkrechten Gipselwand, die zwar jetzt durch Anbringen von Drahtseilen erleichtert ist, aber doch entsprechende Kletterfertigkeit und völlige Schwindelfreiheit voraussetzt.

**Die griechische Sklavin.**

Aus dem Leben einer Sultinin.

Von Gerhard ten Boer.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1609 wurde in dem griechischen Orte Kadikois der Pope zu Grabe getragen. Als die Zeremonie der Bestattung vorüber war, und das Volk sich verlaufen hatte, blieb an dem halboffenen Grabe in thränenlosem Schmerz ein Mädchen von ungefähr elf Jahren sitzen: Zenobia, die einzige Tochter des verstorbenen Popen der Gemeinde. Da unten in dem Grabe lag nun alles, was sie bisher hatte: Eltern, Obdach, Zukunft, — denn mütterlos war sie ja schon seit Jahren gewesen, und nun hatte sie auch noch den Vater verloren.



Oberpräsident Robert Viktor v. Puttkamer †.  
Nach einer Photographie von Julius Braack, Hestphotographie in Stettin.

Bis zum späten Abend saß sie verzweifelt an dem Grabe und starrte hinunter in die Gruft, bis der Totengräber kam und sie mit sich in sein bescheidenes Haus nahm.

Das war der erste schwere Tag aus dem Leben Zenobias. Bis dahin war ihre Jugend zwar in Armut und Dürftigkeit, aber doch nicht in Leiden und in Schuld dahingegangen.

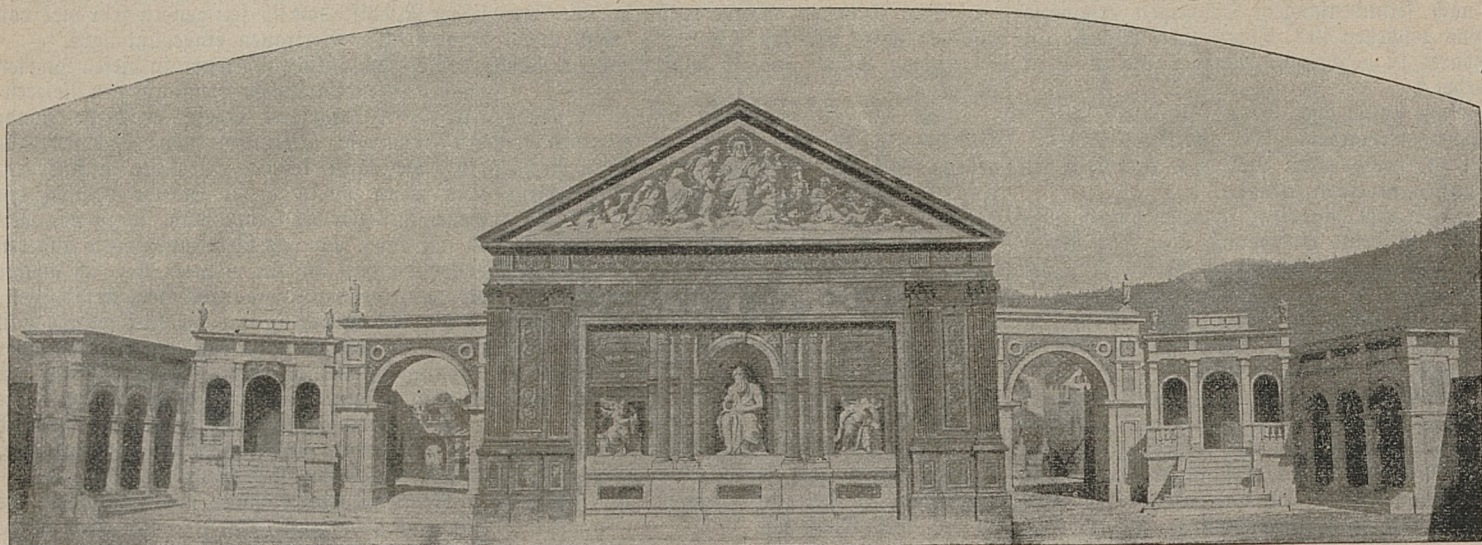
\* \* \*

Auf dem Sklavenmarke von Stambul war frische Ware eingetroffen. Die Sklavenhändler schrieten mit lauten Rufsen aus, was sie besaßen. Die Diener des Serails, die Agas und vornehmen Herren oder gar die Würdenträger selbst gingen über den Markt und prüften mit Kennerblick die zum Kauf ausgesetzten Sklavinnen. Die Cirkassierinnen und Griechinnen kämpften auf dem Markte um den Preis, denn neuerdings begannen in den Harems der Großen die Griechinnen mehr Wert zu bekommen als die Cirkassierinnen, die bisher für die schönsten Sklavinnen galten. Mit der Spanne der Hand wurde die Größe der Sklavin von dem Scheitel bis zur Ferse gemessen, und je nach Größe, Schönheit, Handfertigkeit u. s. w. wurde sie mit größeren oder geringeren Summen bezahlt.

Auch Zenobia befand sich auf diesem Markte. Halb Kind, halb Jungfrau, stand sie mit ihren zwölf Jahren dem ersten noch näher. Sie war keine Schönheit, und vergeblich pries sie der

**Illustrierte Rundschau.**

Die Akademie der Wissenschaften in Berlin feierte ihr zweihundertjähriges Jubiläum unter Teilnahme der hervorragendsten gelehrten Körperschaften der gesamten gebildeten Welt. Bei dem Feste im Weißen Saale des königlichen Schlosses hielt Kaiser Wilhelm II. eine längere Ansprache. Am folgenden Tage fand die **Feststzung im preussischen Abgeordnetenhanse** statt, dessen großer Sitzungsaal kaum je zuvor eine erlauchtere Versammlung beherbergt hat. Die Mitglieder der Akademie waren zu beiden Seiten der Rednertribüne geschart, die Sekretäre hatten auf der Präsidententribüne ihren Platz eingenommen, und mitten im Saal drängte sich Berühmtheit an Berühmtheit. An die Festrede des Kirchenhistorikers Harnack schloß sich der Empfang der Abordnungen. — Im Hauptgebäude des Lehrter Bahnhofes zu Berlin wurde unlängst das neugeschaffene **Orient-Handelsmuseum** eröffnet. Es soll ein Bindemittel sein zwischen Deutschland und dem Orient, eine dauernde Ausstellung der Boden- und Industrieverhältnisse des letzteren, besonders der Levante, um diesen in Deutschland neue Absatzgebiete zu erschließen. Das Museum umfaßt drei Säle und einige kleinere Räume. Der **Hauptsaal**



Die Passionstheaterbühne in Oberammergau.



Die Augsburgerhütte mit der Parsfeierspizze im Winterschnee. (S. 132)

Sklavenhändler, der sie von ihren Verwandten gekauft hatte, an. Er schreit es laut hinaus, daß sie eine vorzügliche Lautenspielerin sei und tanzen könne gleich einer Huri des Paradieses. Es fand sich indes kein Käufer für Zenobia, und der Händler war froh, als endlich am dritten Tage einer der Beamten des Serails, Iskender-Efendi, kommt und für billiges Geld die griechische Sklavin ersteht, um sie seiner Frau zu schenken.

Im Harem Iskender-Efendis lebt jetzt Zenobia unter dem Namen Köffem. Sie ist die Dienerin der einzigen Gattin Iskender-Efendis Namens Zauhra-Hanum, und große Ehre wird ihr dadurch zu teil, denn sie ist die Dienerin einer Prinzessin.

Eine türkische Prinzessin spielt nicht im entferntesten die Rolle wie eine Prinzessin des Abendlandes. Den Begriff der „Mesalliance“ kennt der Türke gar nicht; er scheut nicht davor zurück, seine Tochter auch mit einem seiner Diener zu verheiraten. Die Prinzessinnen in dem Harem des Sultans werden aber doch etwas besser erzogen als sonst die Frauen; dafür haben sie auch Launen, und der Mann, dem sie gegeben werden, muß sich oft ihren Launen fügen, wenn er Karriere machen oder nicht die traurigen Folgen einer Klage auf sich nehmen will, die etwa sein Weib bei ihren kaiserlichen Verwandten gegen ihn vorbringt. Der Muselman, der eine Prinzessin heiratet, schafft sich dadurch zwar die Anwartschaft auf hohe Stellen, auf Titel, Rang, Orden und Geld, aber Herr im Hause ist er nicht, und da der Türke es liebt, im Hause zu herrschen, so sind die Prinzessinnen in Stambul nicht allzu begehrt.

Köffem hatte bei der launenhaften Herrin eine schlechte Zeit. Neben ihr stand als Dienerin Abdileh, eine Cirkassierin, die als Heiratsgut Zauhra in den Harem des Efendi gekommen war.

Eines Tages nahte unterwürdig Abdileh der launenhaften Gebieterin und schluchzte laut.

„Was hast du?“ fragte Zauhra.

„Der Efendi hat mich durch den Eunuchen peitschen lassen, weil ich Köffem beleidigt habe. Hanum, ich sage es nicht aus Rache, aber Köffem verrät alles, was wir thun, dem Herrn.“

Zauhra beschenkte Abdileh reichlich und befahl ihr, Köffem zu belauschen.

Schon drei Tage später kam Abdileh und meldete der Hanum, sie habe gesehen, wie Köffem sich dem Efendi, als er in den Harem trat, direkt in den Weg gestellt, und wie dieser lange mit ihr gesprochen habe.

Zauhra klatschte dreimal in die Hände und befahl dem eintretenden Eunuchen, Köffem zu rufen.

Zitternd stand das junge Mädchen vor der Herrin.

„Der Efendi hat heute mit dir gesprochen, Köffem?“

Köffem wußte, daß ihr Leugnen vergeblich sein würde. Sie nickte.

„Es war nicht zum erstenmal?“

Köffem nickte wieder, aber sie wagte eine Entgegnung. „Er ist der Herr,“ sagte sie, „und ich seine Sklavin; ich muß ihm gehorchen.“

Zauhra-Hanum klatschte wieder in die Hände und befahl dem Eunuchen: „Rufe den Efendi!“

Kurze Zeit darauf erschien Iskender-Efendi und sah etwas verlegen die Gruppe der drei Frauen an.

„Du benutzest diese Sklavin als Spionin?“ fragte Zauhra mit funkelnden Augen.

Iskender-Efendi wußte, daß ein Geständnis für ihn, als den Gatten einer Prinzessin, verhängnisvoll werden könne, und leugnete entschieden.

„Niemals! Beim Barte des Propheten!“ schmur Iskender.

Zauhra wußte, daß ihr Gatte falsch schwor. „Neige dich zu mir, Köffem!“ sagte sie, und als das junge Mädchen gehorchte, schlug sie die Unglückliche wiederholt in das Gesicht.

„Das ist die Strafe dafür,“ sagte sie, „daß du den Efendi bei mir verleumbet hast. Du hast nun deine Strafe; nimm deine Sachen, du bist verkauft. Ich habe dich an Nasirah-Hanum, die Gattin des Offiziers der Palastwache, verkauft. — So bestrafe ich die Verleumdung gegen dich,“ sagte sie zu Iskender, der nicht wagte, Protest gegen die Maßnahmen seiner Frau zu erheben.

Köffem ist fünfzehn Jahre alt und Sklavin im Harem des Sultans. Ihr Lautenspiel, ihre Kunstfertigkeit im Tanz, die vollendete Anmut ihrer Bewegungen haben die Augen der Sultanin-Walide, der Mutter des regierenden Sultans, auf sich gezogen.

Auf dem Thron der Osmanen sitzt in diesem Augenblick, im Jahre 1614, Achmed I., der Vierzehnte seines Stammes, der im vierzehnten Jahre den Thron bestieg und vierzehn Jahre lang regierte. Im achtundzwanzigsten Jahre schon starb er. Als Köffem in den Harem als Dienerin seiner Mutter kam, war der Sultan vierundzwanzig Jahre alt. Trotzdem war er ein gebrochener Mann; die Regierung überließ er dem Großwesir und seiner Mutter.

Eines Abends litt Achmed, wie so oft, an Schlaflosigkeit, und in despotischer Laune jagte er seine Umgebung aus seinen Gemächern, sich ganz und gar schwermütigen Grübeleien überlassend. Da führte die Sultanin-Walide ihn die fünfzehnjährige Köffem zu, damit sie dem Hadischah durch Lautenspiel, Gesang und Erzählungen die Zeit verkürze. Gelangweilt hörte der Sultan Saitenspiel und Gesang des Mädchens an; aber als sie zu erzählen begann, die alten Legenden ihrer griechischen Heimat, belebte sich das teilnahmslose Gesicht des Sultans, und stundenlang lauschte er den Erzählungen Köffems, bis er in Schlaf fiel.

Im Harem des Sultans Achmed flüstern die Frauen und Sklavinnen ein Geheimnis sich von Ohr zu Ohr: der Sultan muß bezaubert sein, einen heimlichen Liebestrank muß ihm die elende Griechin, die Köffem, gegeben haben, denn sie herrscht allein im Harem und selbst im Räte der Minister, im Diwan. Selbst ihre bisherige Herrin, die Sultanin-Walide, wagt ihr nur noch demütig zu nahen.

Achmed hat Köffem zu seiner Gattin gemacht. Vergebens hat die Sultanin-Walide, haben die Favoritinnen im Harem gehofft, daß die Herrschaft Köffems nur von kurzer Dauer sein werde. Aber Wochen sind vorübergegangen; Monate der unumschränkten Gunst sind für Köffem gefolgt. Sie hat dem Sultan einen Knaben geschenkt, der allerdings nicht zur Thronfolge bestimmt ist, denn er ist der Zweitgeborene; ein um zwei Jahre älterer Sohn soll dereinst das Schwert des Kalifen umgürten und den Thron besteigen. Trotzdem Köffems Knabe also nur der Zweitgeborene ist, liebt ihn der Sultan dennoch mehr als den Thronfolger. Die Provinz Damaskus schenkt er der glücklichen Mutter, der sechzehnjährigen Köffem. Mit Edelsteinen, mit Perlen überhäuft er die geliebte Gattin; Köffem beherrscht ihn vollständig. Der Sultan liebt in ihr nicht nur sein Weib, sondern auch die kluge Beraterin, und noch nie hat eine Frau verstanden, ihn so geschickt zu behandeln und zu leiten wie Köffem.

Als Achmed I. starb, blieb Köffem als Mutter zweier Söhne zurück. Zwei nähere Kandidaten

für den Thron waren vorhanden: Osman, der Erstgeborene des Sultans, und Mustapha, der Bruder Achmeds, ein schwachsinziger Mann, der vollständig unter dem Einflusse Köffems stand. Die Minister des Sultans waren gewöhnt, die Befehle des Herrn aus den Händen Köffems zu empfangen. Sie gehorchten ihr auch, als sie durch Geschenke und Drohungen es durchsetzte, daß der schwachsinzige Mustapha auf den Thron kam. Sie wollte lieber diesen Mann, der nur das Werkzeug ihres Willens war, zum Sultan ausgerufen sehen, als den Knaben Osman, für den seine Mutter die Herrschaft geführt hätte. Aber ihre Herrschaft war von kurzer Dauer.

Wenige Monate später ertönten Geschrei und verzweifelte Rufe durch das Serail von Stambul. Ein Aufstand war ausgebrochen; der schwachsinzige Mustapha wurde vom Thron gestoßen, und Osman, der Erstgeborene Achmeds, noch ein Kind, bestieg unter der Regentschaft seiner Mutter den Thron.

Köffem war gestürzt. Aber so mächtig war ihr Einfluß selbst jetzt noch, daß die nunmehrige Sultanin-Walide nicht wagte, die Nebenbuhlerin töten zu lassen. Man fürchtete, daß die Janitscharen, durch glänzende Geschenke Köffems bestochen, zu ihren Gunsten auftreten würden.

In ein festes Schloß in der Nähe von Stambul ward Köffem mit ihren beiden Söhnen gebracht. Der junge Sultan hatte ihr dieses Schloß angeblich als Witwensitz verliehen, in Wirklichkeit aber war sie eine Gefangene. Wenn man sie auch mit allen Ehren, die der ehemaligen Frau des Sultans und der Mutter zweier Prinzen zukamen, behandelte, so durfte sie doch keinen Schritt außerhalb der Mauern des Schlosses thun.

Noch aber hatte Köffem ihre Rolle nicht ausgespielt, noch fiel es ihr gar nicht ein, vom Schauplatz abzutreten. Sie hoffte vieles von der Zukunft, sie wartete in Geduld, bis ihre Anhänger sie aus dem Kerker herausholen würden.

Sultan Osman führte die Regierung ganz im Sinne der alten Kalifen. So jung er war, so klug waren seine Maßregeln, ein so gewaltiger Krieger versprach er zu werden. Das Volk erwartete Großes von ihm; aber die Janitscharen, die kaiserliche Leibwache, waren erbittert über den Sultan, der ihnen täglich mehr von ihren Vorrechten nahm.

So vergingen fünf Jahre. Da sah Köffem ihren Weizen reifen. Ihr Sohn Murad war jetzt zehn Jahre alt und damit regierungsfähig. Die Zeit der Geduld, des Abwartens war vorbei, die Tage des Handelns gekommen.

Bestochene Sendlinge Köffems hatten den Janitscharen die Mär zugetragen, Osman werde in den nächsten Tagen Mörder heraus schicken, welche Köffem samt ihren Söhnen aus der Welt schaffen sollten. Er fürchte den Einfluß Köffems noch immer, er fürchte diese kluge und noch immer schöne Frau, weil er wisse, daß die Janitscharen ihre Freunde seien. Der Sultan sei ja bekanntlich ein Feind der Janitscharen; wenn Köffem falle, dann komme für die Janitscharen eine schwere Zeit.

Nach vierundzwanzigstündiger Aufhebung bricht der Aufstand in hellen Flammen aus. Die Janitscharen kehren ihre Feldkessel um, und da diese Feldkessel dasselbe bedeuten wie bei anderen Truppen die Fahnen und Feldzeichen, so heißt dies: die Janitscharen stürzen das bestehende Recht, sie greifen zur Gewalt.

Ein Teil der Janitscharen eilt hinaus nach dem einsamen Schlosse am Bosphorus, um Köffem mit ihren beiden Söhnen zu befreien. Ein anderer Teil bringt in den Palast des Sultans, und unter ihren Streichen fällt Osman, der junge Herrscher.

Am Abend desselben Tages rufen die Janitscharen Murad, den Sohn Köffems, zum Beherrscher der Gläubigen aus. Die bisher in einsamer Haft gehaltene Witwe Achmeds ist wieder die

erste Frau im Staate, sie ist Sultanin-Walide und Regentin für den zehnjährigen Murad.

Murad IV. verstand es nach einigen Jahren, trotz seiner Jugend, den Sieg wieder an die Fahne des Propheten zu fesseln. Noch nie stand das türkische Reich so hoch als unter ihm, und die erste Stelle im Staate nahm seine Mutter, nahm Kössem ein. Sie überließ dem Sohne, der mit zwanzig Jahren ein berühmter Feldherr war, lediglich den Krieg. Sie selbst führte die innere Regierung des Landes; vor ihrem allmächtigen Willen beugte sich ein großer Teil von Europa und Asien. War Murad nicht auf Kriegszügen, so sorgte Kössem dafür, daß ihr Sohn durch allerlei Zerstreungen von der Regierung fern gehalten wurde. Er war einer der populärsten Monarchen, obgleich er schon im dreiundzwanzigsten Jahre, nach dreizehnjähriger Herrschaft, starb.

Wer sollte sein Nachfolger werden? Sein Bruder Ibrahim war noch da; aber dieser war etwas schwachsinzig. Im Lande war man der despotischen Herrschaft der Kössem überdrüssig. Die Großen des Stambuler Hofes weigerten sich, den schwachsinzigen Ibrahim zum Nachfolger seines Bruders Murad zu machen. Und doch gelang es der Ueberredungskunst Kössems, die Großwürdenträger davon zu überzeugen, daß Ibrahim vollständig bei Verstand sei und nur zu seinem Schutze sich blödsinnig gestellt habe. Den meistershaften Intriguen Kössems war es zu verdanken, daß Ibrahim als Sultan den Thron bestieg.

Der Tag, an dem das geschehen war, war der des größten Triumphes für Kössem; aber er war gewissermaßen auch der letzte große Tag. Von da ab ging es, wenn auch nicht sofort, so doch nach einiger Zeit, abwärts.

Auch Ibrahim war ein gefügiges Werkzeug in den Händen der Mutter. Er kümmerte sich nicht um die Regierung, welche Kössem allein führte, und gab sich sinnlosen Ausschweifungen hin, die seine Mutter nach Möglichkeit begünstigte. Aber sie sorgte dafür, daß nie jemand außer ihr Einfluß auf den Sohn bekam. Sie duldete niemand neben sich als Ratgeber des Sultans.

Eine Armenierin schien sie später in ihrer Stellung zu bedrohen. Diese kam als Sklavin in den Harem des Sultans Ibrahim und fiel dem Beherrscher der Gläubigen durch ihre riesenhafte Größe und Gestalt auf. In dieses Weib verliebte sich der schwachsinzige Ibrahim, und seine Neigung für die ungeschlachte Armenierin grenzte an Verrücktheit. Wie einst sein Vater der Mutter Kössem, so verlieh er jetzt der Armenierin die Provinz Damaskus. Im Harem zischelte man es sich bereits in die Ohren, daß die Sultanin-Walide eine gewaltige Nebenbuhlerin an der großen Armenierin habe. Kössem jedoch schien diese Nebenbuhlerin nicht zu bemerken. Sie war die beste Freundin derselben und lud sie oft zu sich zu Tisch. Eines Tages, unmittelbar nach dem Essen, starb die Armenierin. Die Gefahr für Kössem war vorüber.

Aber Ibrahim wurde jetzt auffällig. Die offenbar durch Gift erfolgte Ermordung seiner Gemahlin erfüllte ihn mit Haß gegen die Mutter; er drohte ihr mit Gefangensetzung, ja mit Tod. Die Palastintrigue blühte mehr als je im Harem. Kössem mußte auf ihre persönliche Sicherheit ernstlich bedacht sein.

Die Absichten ihrer Gegner mußten mit einem Schlag vernichtet werden, es stand alles auf dem Spiele. Kössem wandte sich wieder an die Janitscharen, die immer noch ihre Freunde waren, und die sie durch verschwenderische Geschenke sich geneigt erhielt. Sie beschloß, ihren Sohn Ibrahim durch eine Scheinrevolution der Janitscharen zu erschrecken. Sie wollte als Retterin auftreten, um ihn dadurch wieder in ihre Hände zu bekom-

men, da er einsehen mußte, daß er lediglich von ihren Gnaden weiterhin Sultan bleiben könne.

Zum erstenmal irrte sich Kössem. Dieser Tag der Scheinrevolution war der Wendepunkt ihres Glückes. Die Janitscharen folgten zwar ihren Anordnungen und revoltierten zum Schein, aber das Volk von Stambul, das empört über Ibrahim war, weil er keine siegreichen Kriege führte, weil er ein schwacher Wütkling war, der alles im Lande drunter und drüber gehen ließ, stieß ihn wirklich vom Thron und ermordete ihn.

Noch aber hatte Kössem so viel Macht, daß man sie nicht beiseite schieben konnte. Mohammed IV., der Sohn Murads, also ihr Enkel, ein siebenjähriges Kind, kam auf den Thron, und Kössem übernahm für ihn die Herrschaft.

Nie war bisher eine ebenbürtige Gegnerin in der Intrigue, in der Palastverschwörung für die kluge und willenskräftige Kössem erschienen. Jetzt sollte sie zum erstenmal erfahren, daß neben ihr ein Einfluß im Diwan, das heißt in der Regierung, bestand.

Ihre Nebenbuhlerin war Turchan, die Mutter Mohammeds IV., eine schöne, geistig begabte und allgemein beliebte Frau. Das türkische Reich befand sich in der sonderbaren Lage, daß es diesmal zwei Sultaninnen-Walide besaß, die Mutter des Sultans und seine Großmutter.

Zahrelang wogte der Kampf zwischen den beiden Frauen hin und her. Vorsichtig prüfte man zuerst die Kräfte, und erst als die kluge Turchan wußte, wie stark sie war und wie sehr durch ihre Intriguen der Anhang der bisher allmächtigen Sultanin Kössem geschwunden, ging sie zum erstenmal offen gegen sie vor.

Kössem, die nie einen Menschen in der Welt geliebt, die selbst ihre Kinder und Enkel nur als Werkzeuge ihrer despotischen Launen betrachtet hatte, besaß eine einzige Freundin, Namens Mülki-Kadin. Diese Frau war ihre ergebenste Dienerin, war ihre Gehilfin bei allen Intriguen, spionierte für sie, unterstützte sie mit Aufopferung ihres Lebens. Mülki-Kadin, eine ehemalige Sklavin, ging sogar auf Befehl Kössems in den Diwan und erteilte hier den Ministern Befehle.

Turchan aber hatte Gold und andere Geschenke bei den Janitscharen ebenfalls nicht gespart. Eines Tages erschien auf Turchans Veranlassung eine Deputation der Janitscharen beim Sultan und forderte den Kopf Mülki-Kadins, weil diese sich gegen die Hoheit des Sultans, gegen die Hoheit des Divans und auch gegen den Glauben vergangen habe. Vergeblich wandte Kössem alle ihre Rünste auf, um ihre Freundin zu retten. Sie mußte es gestatten, daß der Sultan Mülki-Kadin den Janitscharen überlieferte, die sie vor den Fenstern des Serails enthaupteten.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, die man bei allen hervorragenden Personen der Geschichte, seien es Männer oder Frauen, findet, daß, wenn erst ein gewisser Höhepunkt überschritten und ein mächtig waltendes Unglück an die Stelle des bisherigen Glückes getreten ist, keine Anstrengung mehr hilft, um die früheren Erfolge zu erreichen. Von Tamerlan bis zu Napoleon I., ja bis zu Napoleon III. sehen wir gewisse Regenten groß werden und mit ungeheurem Glück Kriege führen und Staaten regieren. Drift aber erst einmal das Unglück ein, dann geht es ohne Aufenthalt abwärts, und je höher vorher der Triumph, desto tiefer der Sturz.

Turchan mußte beseitigt werden, das stand bei Kössem fest. Noch ein Enkel Kössems war vorhanden. Er hieß Soliman, und seine Mutter Majama war eine energielose, unbedeutende Natur. Kössem beschloß, Soliman an Stelle Mohammeds IV. auf den Thron zu setzen, natürlich

durch eine Janitscharenrevolution. Turchan verlor dann ihre Stellung als Walide und konnte nach dem Sturz ihres Sohnes durch Gift oder im Gefängnis beseitigt werden.

Die Janitscharen hielten auf Kössems Veranlassung bei ihren Feldkesseln eine große Beratung ab, in welcher der Sultan Mohammed IV. für abgesetzt erklärt wurde. Anstatt daß sie aber unmittelbar darauf in den Palast drangen, den Sultan töteten oder gefangen nahmen und Soliman zum Herrscher ausriefen, hatten sie die Dreistigkeit, den Großwesir kommen zu lassen und ihm mitzuteilen, was sie beschlossen hatten. Der Großwesir, ein Anhänger Turchans, war schlau. Er erklärte den Janitscharen, er sei überzeugt, Mohammed werde ohne weiteres in die Absetzung willigen; er wolle nach dem Palast zurück.

Ein Vorsprung von wenigen Minuten, den er vor den Janitscharen gewann, entschied über das Schicksal Kössems. Sobald der Großwesir in das Serail gekommen war, ließ er die Thüren verschließen und die Besatzung alarmieren, die sich auf seiten Turchans befand. Wohl tobten die Janitscharen draußen an den Thoren; aber als sie mit Gewalt eindringen wollten, antworteten ihnen Schüsse.

Der Großwesir eilte zu Turchan und erklärte ihr, die Entscheidung sei gekommen; sie habe zu wählen zwischen ihrem Leben und dem der nie müden Intrigantinnen Kössem.

Die Palastwache, bestochen von Turchan, stürmte in die Gemächer Solimans und tötete den Knaben. Dann suchte man Kössem. Hohe Belohnungen setzte Turchan auf den Kopf der Nebenbuhlerin, die sich im Serail versteckt hatte.

Die Palastrevolution Kössems war mißglückt, Mohammed IV. blieb Sultan. Die Janitscharen beruhigten sich, Turchan war jetzt allmächtig. Kössem war entflohen, war spurlos aus dem Serail verschwunden. Solange sie aber noch lebte, war der ganze Sieg, war der Triumph Turchans nicht vollendet. Ungeheure Schätze bot sie, um sich der verhassten Gegnerin zu bemächtigen.

Ein Eunuch entdeckte sie am zweiten Tage in dem gewaltigen Schrank eines Haremszimmers, in dem die Dienerinnen ihre Kleider verwahrten. Er schloß sie in diesem Schrank und in dem Zimmer ein, rief die Palastwache und stürmte mit ihr in das Gemach.

Als die Thür des Schrankes aufgebrochen wurde, stand vor der überraschten Wache Kössem, jetzt eine Frau von siebzig Jahren, aber immer noch hoheitsvoll, ganz bedeckt mit Perlen und Diamanten.

Sie riß sich die Edelsteine und Perlen von Hals und Brust und warf sie in das Zimmer. Die Wachen stürzten sich auf die kostbaren Stücke, um möglichst viel davon in ihren Besitz zu bringen. Diesen Augenblick wollte Kössem benutzen, um durch die Thür zu entweichen. Aber der Eunuch hatte gut aufgepaßt. Die grüne seidene Schnur, die er in Händen hielt, warf er ihr über den Kopf, zog sie zu — und wenige Minuten später lag Kössem erdroffelt am Boden.

Jetzt hallte Triumphgeschrei durch den Palast. Die Leiche Kössems wurde in einen der Höfe getragen und hier ausgestellt. Im Serail gab sich die Partei der unumschränkten Sultanin-Walide Turchan grenzenlosem Jubel hin.

So endete Kössem, die ehemalige Sklavin, die Mutter und Großmutter mehrerer türkischen Sultane, die mächtigste Frau des türkischen Kaiserreiches, nachdem sie fast sechzig Jahre lang die höchste Macht und einen über drei Weltteile reichenden Einfluß besessen hatte.

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Eine erstaunliche Leistung.** — Als Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1883 in Kreuznach war, besuchte er die dortige Nadelfabrik und nahm von den Vorgängen bei Herstellung der Nadeln und den dabei thätigen Maschinen mit hohem Interesse Kenntnis. Besonders überrascht war er über die außerordentliche Feinheit einer gewissen Sorte von Nadeln, von denen eine große Anzahl erst ein Gramm wiegt. Der Monarch sprach unverhohlen seine Verwunderung darüber aus, daß es möglich sei, diese feinen Gegenstände mit einem Dehr zu versehen.

Da erbat sich der Bohrer, welche Bezeichnung der Arbeiter führt, der die zur Herstellung des Dehrs nötige Maschine bedient, ein Haar von dem Silberhaupte des Kaisers, das ihm auch gewährt wurde. Mit äußerster Sorgfalt bohrte nun der Arbeiter ein

Loch durch dasselbe und zog einen Faden, so fein wie ein Spinnweben, hindurch, diese seltene Nadel dem Kaiser überreichend, dessen höchstes Erstaunen die Leistungsfähigkeit des Arbeiters wie der Maschine erregte.

Im Jahre 1884, während der Ausstellung von Nadelarbeiten in Sydenham, gehörte dieses durchbohrte Haar zu den am meisten bewunderten Gegenständen, und das kleine Glaskästchen, in welchem auf dunklem Sammet die wunderbare Nadel lag, war stets von einer Schar Bewunderer umgeben. Jetzt ist dieses nunmehr zur Reliquie gewordene Haar im Besitze der Königin von England. [B.]

**Kurz und bündig.** — Ein Landpfarrer auf einer gering dotierten Stelle, dessen Ernte auf den Pfarrgrundstücken durch Hagelschlag vernichtet worden war, richtete, als überdies noch ein strenger Winter eintrat, an den Fuldaer Fürstbischof Heinrich VIII. (1759—1788) ein mehrere Bogen umfassendes Schrift-

stück, in welchem er seine Not in grellen Farben schilderte, jedoch aus übergroßer Bescheidenheit unterließ, am Schlusse das wirkliche Gesuch anzubringen. Der Fürstbischof, welcher kein Freund von langen Schreibereien war, ließ ihm das Schriftstück mit dem Bedenken zurückstellen, sich kurz zu fassen und anzugeben, was er eigentlich wolle. Hierauf reichte der Pfarrer ein anderes Schreiben ein, welches nur aus zwei Zeilen — wie folgt — bestand:

„Gnädigster Bischof und Fürst!  
Mich friert, hungert und dürst!“

Heinrichs Beschluß lautete darauf also: „Vorläufig zwei Klafter Holz, vier Malter Korn zur Steuer der Not, einen Eimer Wein aus dem Hoffeller zur Stärkung.“ [R. v. B.]

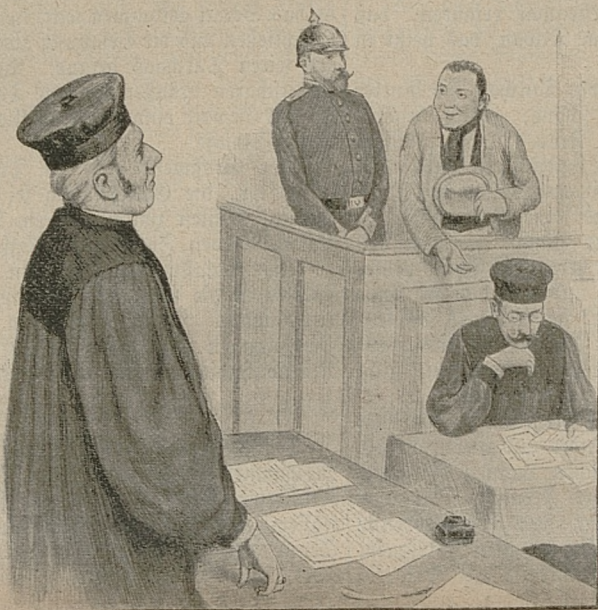
**Ein Schüler Mascagnis.** — Als sich der bekannte Komponist vor einiger Zeit in London aufhielt, hörte er von seinem Hotel aus einen Drehorgelspieler, der das Intermezzo aus seiner „Cavalleria

**Humoristisches.**

Der Schülerbart.

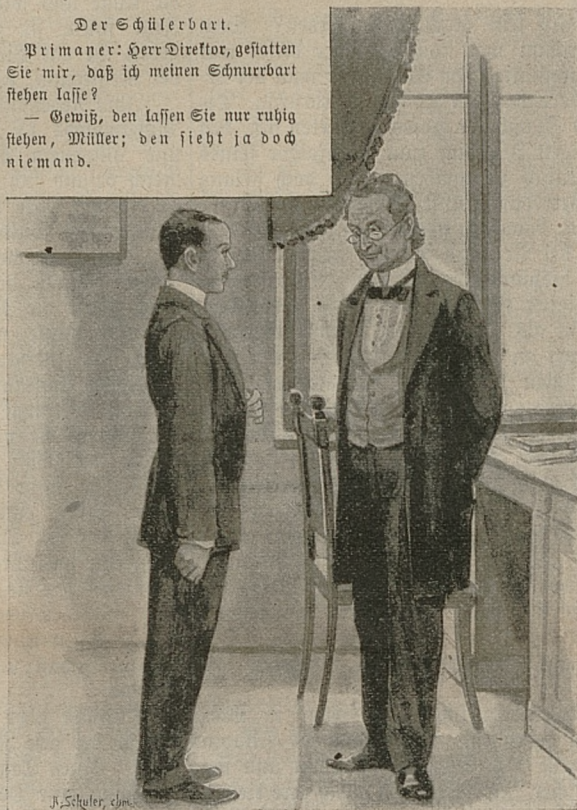
Primaner: Herr Direktor, gestatten Sie mir, daß ich meinen Schnurbart stehen lasse?

— Gewiß, den lassen Sie nur ruhig stehen, Müller; den sieht ja doch niemand.



Verbrecherhumor.

Präsident des Gerichtshofes: Erklären Sie sich bereit, die Gefängnisstrafe anzutreten?  
Angeklagter: Das überlasse ich meinem Herrn Verteidiger.



H. Schuler, ebm.

rusticana“ herunterleierte. Der Mann, der das Stück viel zu schnell spielte, brachte den Meister fast zur Verzweiflung, und schließlich lief er auf die Straße. Schnell trat er auf den Leiermann zu und sagte: „Sie spielen die Sache ja viel zu schnell. Geben Sie her, ich werde Ihnen zeigen, wie das gespielt werden muß.“

„So! Wer sind Sie denn?“ fragte der Leiermann.

„Ich bin zufällig der Komponist des Stückes,“ erwiderte Mascagni, und spielte nun das ganze Intermezzo dem erstaunten Drehorgelspieler im richtigen Tempo vor.

Man kann sich aber Mascagnis Ueberraschung denken, als er am folgenden Tage denselben Drehorgelspieler wieder vor seinem Hotel erblickte; auf seinem Instrument prangte ein Zettel, auf welchem in großen Buchstaben die Worte standen: „Schüler Mascagnis!“ [R.-n.]

**Höchstes Arzthonorar.** — Kaiserin Katharina II. von Rußland zahlte dem englischen Arzte Dunsdale, den sie an ihren Hof berufen, um sich von ihm impfen zu lassen, ein Honorar von 200,000 Mark und 40,000 Mark Reisekosten; außerdem erhielt Dunsdale ein Bildnis der Kaiserin, den Titel eines Barons und Staatsrats und eine lebenslängliche Pension von 10,000 Mark. Es ist dies wohl das großartigste Honorar, das jemals ein Arzt erhalten hat. [—dn—]

**Bilder-Rätsel.**



Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung des Bilder-Rätsels „Der Osterhase“ in Nr. 16: Man lese erst die Buchstaben bei den Blütenstielen von links nach rechts, dann jene bei den Blättern. Man erhält: „Fröhliche Ostern.“

**Logogriff.**

Es singt wohl tausendfach uns immer wieder  
So Tag für Tag die wunderschönsten Lieder  
Daß, was mit e uns von Natur verlieh'n.

Doch wo die Liebe läßt sich heimlich nieder,  
Kann mancher nichts dazu thun und dawider,  
Wenn mehr als das mit o sie wird erglüh'n.

Und macht der heiße Tag uns müd und müder,  
So heut der Abend dann für unsre Glieder  
Erholung, wenn zu dem mit u wir stieh'n.

Auflösung folgt in Nr. 18.

**Auflösungen von Nr. 16:**

- der Astrofikhon-Aufgabe: 1) Entel, 2) Jller, 3) Machen, 4) Eingabe, 5) Difel, 6) Leßing, 7) Ester, 8) Ritter, 9) Muller, 10) Sid, 11) Mäsherin, 12) Senf, 13) Chet, 14) Zuder, 15) Jlse, 16) Edam, 17) Hochschule, 18) Tasse, 19) Eiadel, 20) Dauer, 21) Leder, 22) Einrichtung, 23) Mitte, 24) Elba, 25) Nessel, 26) Sandale, 27) China, 28) Eierbecher, 29) Nagel, 30) Horn, 31) Narbe = Ein edler Mensch zieht edle Menschen an;  
des Rätsels: Das Neß — Die Neße.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.